

# Laienpredigt

Erika Eskeröd  
Was heißt Kreuz?

Oft und vielen bedeutet Kreuz Sinnbild für unabwendbares Leid: für Leid, Schmerz und Unglück, die den Menschen von der unergründlichen und unerbittlichen Macht des Schicksals aufgebürdet werden und denen man nicht ent-rinnen kann. Kreuz als Leid, das einer unverschuldet tragen muß, ohne Ein-Sicht des Sinns; denn dem Glücksstreben des Menschen erscheint jedes Leid sinnlos.

Leid kann auf viele Arten getragen werden: widerwillig – aber es läßt sich nicht abschütteln, wenn man dagegen rebelliert; resigniert dul-dend – aber es läßt sich nicht wegleugnen, wenn man es schamhaft verbirgt; auch kann einer sein Leid herumtragen – von Haus zu Haus, von Mensch zu Mensch: das Leid wird dadurch nicht kleiner, wohl aber der Mensch, für den allein es bestimmt ist.

Die Frage nach dem Sinn des Leides kann der Mensch im ausschließlichen Für-sich-Sein nicht beantworten; die Logik des Leides scheint an-der zu sein, durch die ratio kaum erfahrbar.

In unserer heutigen Gesellschaft verursacht das Leid, das andere zu tragen haben, Unbehagen. In der Zufriedenheit unserer Alltags- oder Feiertagsstimmung wirkt es störend. Also wehrt sich unsere Gesellschaft gegen das Leid: sie ignoriert es – sie schminkt noch die Gesichter ihrer Toten, um ihnen die lächelnde Fassade bis zum Letzten zu erhalten; um sich selbst zu beruhigen, versucht sie sich vom Leid loszukau-fen, zu distanzieren: unsere Aufmerksamkeit, die sich gleichmäßig auf verschiedene, mit ent-sprechendem Geschick dargebotene Nachrichten verteilt, wird auch von Kriegen, Unglück und Entsetzen irgendwo im Fernen Osten gefesselt. Wir »spenden« mehr oder weniger und gehen zur Tagesordnung über.

Die durch das Leid Gezeichneten sind Fremde in der menschlichen Gesellschaft. Sie vergehen sich unverschuldet aber tatsächlich an der An- passung, dem keep smiling und dem Fortschritt. Die soziale Gesellschaft fühlt sich verpflichtet, diesen Zustand zu ändern – die Sorge für die Benachteiligten ist ein fester Punkt in ihrem Budget. Armut und Mittellosigkeit können al- lerdings durch Geld geheilt werden, aber wie wir nur zu genau wissen, sieht sich die »huma- nitas« nicht nur solchen Problemen gegenüber. Es geht um die Kontakte von Mensch zu Mensch.

Es geht um das Mit-Leiden mit den Fremden, den Einsamen, den Traurigen, es geht darum, den Enttäuschten, den Verzweifelnden, den Ver-

bitterten die Last ihrer Sorgen, ihres Leides, ihres – Kreuzes tragen zu helfen. Es geht um das Öffnen unserer Augen für das Leid der an- deren, um Taktgefühl und Geduld, um Nach- sicht und Verzeihenkönnen, um den Glauben an den Menschen und um Hoffnung auf das Gute. Mit einem Wort: Es geht um die Liebe.

Aber die Liebe zum anderen – zum Nachbarn – bedeutet nicht glühende Kohlen auf dessen Haupt sammeln, bedeutet auch nicht sich selbst den Beweis der eigenen Güte erbringen; die Liebe zum Nächsten wartet nicht auf Beloh- nung, sie will den anderen nicht gängeln und von sich abhängig machen, wie ein unmündiges Kind, sondern wünscht, daß er seine Selbstän- digkeit und Freiheit wieder gewinnt. Das Entgegenkommen, das Mit-Leiden mit dem Nächsten wird erst sinnvoll durch die Tat der Liebe.

Wir müssen bescheiden sein, wenn wir unseren Nächsten suchen. Wir dürfen unsere Blicke nicht zu weit schweifen lassen. Denn der Nächste wohnt mit uns Tür an Tür, im Alltag sind wir mit ihm in Tuchfühlung; mein Nächster ist der, dem ich jeden Tag begegne, mit dem ich zu- sammen sein muß, der mir auf die Nerven fällt, der mir lästig ist, dessen Probleme ich nicht ernst nehme. Unser Kreis ist kleiner, als wir denken, als wir wünschen oder für möglich halten.

Durch Leid – durch das Kreuz – kann Liebe erfahren werden – gegeben und angenommen. Durch Liebe kann das Leid in unserem Leben sinnvoll werden. Das Kreuz als Symbol der Liebe reicht in den oft so sinnlos-leeren Raum unseres Alltags hinein. Verwurzelt im Irdischen, genährt von der Erde, aber in den Himmel ra- gend – hinausweisend über die Befangenheit und Verstrickung unseres menschlichen Daseins, Einladung, die Arme auszubreiten: Gott hat das Kreuz gewählt, um daran aus Liebe für uns zu sterben. Als Symbol seiner und unserer Liebe ist es die Überwindung von Ärgernis und Torheit des Leides.

## Zur Diskussion

Paul Hubert Schüngel  
Thesen zur Wiedereinführung  
des Diakonats

Eine Antwort auf »Die Diskussion über die Wiedereinführung des Diakonats« von Hilde- gard Harmsen (*Diakonia* Heft 1, 1969, S. 54–60)

1. Unbestreitbar ist die Not der Seelsorge An- laß und auch Grund zur Wiederbelebung des

Diakonats. Aber der diese Not sehr treffende Satz: »Ob geweiht oder nicht geweiht, das ist doch gleichgültig: wenn nur jemand kommt« ist kein Alibi, sich das Nachdenken über die Wiedereinführung des Diakonats zu schenken. Wir haben uns über unser Tun und *Unterlassen* Rechenschaft zu geben.

2. Der Diakonats als besonderer, beauftragter Dienst in der Wortverkündigung und in der Hilfe am Notleidenden hat ein ausgezeichnetes biblisches Fundament; er ist biblisch mindestens ebensogut bezeugt wie das Bischofsamt und besser als unser gegenwärtiges Priesteramt. Man muß daher sagen, daß der Diakonats nicht nur zu den Möglichkeiten, sondern zur eigentlichen Vollgestalt der Kirche gehört.

3. Es stimmt, daß es keine Dienste gibt, die im Unterschied zu Ungeweihten nur der Diakonats tun könnte. Aber daraus folgt nach meiner Ansicht gar nicht, daß einer der beiden, der Ungeweihte oder der Geweihte, weichen muß. Offenbar haben doch beide Weisen der Diensttätigkeit je nach der Situation ihre Vor- und Nachteile. Sie sollen durchaus konkurrieren, doch schließen sie sich nicht aus, sondern brauchen sich.

4. Um den Diakonats zu begründen, braucht also die Heranziehung des Ungeweihten zu Aufgaben des Diakonats durchaus nicht als Aushilfe und Notlösung qualifiziert werden.

5. Ebensovien sollte man den Diakonats damit begründen, daß nur die Weihe die Gnade vermittele, die der braucht, der den Dienst ausübt. Gott ist frei in der Gabe seiner Gnade, auch ohne und sogar gegen das Sakrament. Aber das macht das Sakrament nicht überflüssig: die Gnade und den Auftrag sichtbar und so die Kirche als Leib Christi konkret zu machen, dazu sind die Sakramente da, nicht, oder nicht zuerst, zur individuellen Mitteilung der Gnade. »Sacramentum est in genere signi« – wir sollten endlich, statt nach der Wirkung im Individuum zu fragen, danach fragen, wieso das Sakrament für die Kirche »bezeichnend« ist.

6. Die Rede von der »seinsmäßigen Erhöhung« durch die Weihe mag ihren guten Sinn gehabt haben in einer Zeit, die statisch-ontologisch dachte und ständisch organisiert war, heute ist sie unverständlich und widerspricht der Erfahrung und der soziologischen Wirklichkeit. Praktisch führt sie, wie unverständene Tradition überhaupt, zum Klerikalismus, den der Artikel zu recht bekämpft.

7. Schließlich ist die Formel »Diakonie der Hierarchie« nicht vor Mißverständnissen gefeit: Man kann sie auch als die Trennung der Hierarchie in eine konkret dienende und eine ebenso konkret leitende und befehlende, aber vom Liebesgebot freigestellte Hierarchie verstehen. Diese Gefahr sieht die Autorin, und tatsächlich, würden die Bischöfe den Diakonats so verstehen, müßte man sich entschieden gegen seine Einführung wehren. Aber gemeint ist doch ge-

rade das Gegenteil: daß die Hierarchie, weil auch sie Kirche und nicht bloß Überbau ist, die Pflicht zum praktischen Dienst am Nächsten und zur Wortverkündigung in der konkreten Situation hat. (Wie sehr das früher bewußt war, beweisen die Viten und Legenden der vielen heiligen Bischöfe!) Sich zu dieser Pflicht zu bekennen und gerade ihre besten Kräfte in den Dienst dieser Pflicht zu stellen, das ist von der Amtskirche wie von der ganzen Kirche verlangt: der Amtsdiaconats ist dieses Bekenntnis der Amtskirche, und als dieses Bekenntnis ist er nötig.

Die Besorgnis der Autorin vor dem Klerikalismus der Diakone ist gewiß nicht unbegründet, ebensovien ihr Einwand über die fehlende Anerkennung der Frau, die die gleichen Dienste tut. Doch dies klärt nicht das Problem, sondern verwirrt es, denn das sind ganz andere Fragen.

Schließlich darf eine mahnende Bitte an unsere Bischöfe nicht unausgesprochen bleiben. Es genügt nicht, den Diakonats zu *wollen*. Man muß sich bewußt werden, man muß es öffentlich und programmatisch vorlegen, *wie* man den Diakonats will. Man muß vor allem aufhören, die Dinge sich selbst entwickeln zu lassen. Der Konventikelbetrieb muß überwunden werden. Dazu braucht es Geld und vor allem befähigte, engagierte und dafür freigestellte Ausbilder, geweihte und nicht geweihte. Die vielen Möglichkeiten der vorhandenen Ausbildungsordnung sollten ausgeschöpft werden, z. B. soll der zukünftige Dienst als Diakonats schon während der Ausbildung getan werden, um Praxis- und Gemeindenähe der Ausbildung zu sichern. Ein einheitliches Vorgehen aller Bischöfe ist dabei weder notwendig noch wünschenswert. Die Ausbildung muß individueller werden, und sie muß spezifischer werden: sie soll weder Allround-Diakone noch Halb-Priester ergeben. – Es ist Zeit, daß etwas geschieht, denn die Not drängt.

## Literaturbericht

RUDOLF PESCH, *Neuere Exegese – Verlust oder Gewinn?*, Herder-Verlag, Freiburg 1968.

Das Buch will, so sein Einbandtext – »für die neutestamentliche Exegese werben« und hat besonders den praktischen Theologen und interessierten Laien als Leser vor Augen.

Nach einem einleitenden Kapitel zur Frage